

- o.V. 1833. »Sorge«. In *Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung*. Bd. 156, hrsg. von Johann Georg Krünitz u. a., 44 f. Berlin: Pauli 1773–1858.
- Rössler, Beate. 2001. *Der Wert des Privaten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schnerring, Almut und Sascha Verlan. 2020. *Equal Care. Über Fürsorge und Gesellschaft*. Berlin: Verbrecher Verlag.
- Schutzbach, Franziska. 2021. *Die Erschöpfung der Frauen. Wider die weibliche Verfügbarkeit*. München: Droemer Knaur.
- Westphal, Dorothea. 2020. »Die universelle Wucht des Schmerzes«. *Deutschlandfunk Kultur*. 14. Oktober 2020. Letzter Zugriff am 9.2.2022. www.deutschlandfunkkultur.de/zsuzsa-bank-sterben-im-sommer-die-universelle-wucht-des-100.html
- Zivkovic, Yvonne. 2020. »Laughing in the Face of Adversity: Comedy and Tragedy as Affective Strategies in the Works of Mely Kiyak«. *Oxford German Studies* 49: 174–90.

REINSCHRIFT PER PROCURA

Zur Care-Seite des Schreibens

Christian Wimplinger

Abstract

Dieser Beitrag geht der Frage nach, wie das Herstellen der ›Reinschrift‹, das in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fast ausschließlich Sekretärinnen erledigen, die Spuren ihrer Zuarbeit an der Maschine ebenso verschwinden lassen wie die im Büro alltäglich verrichtete Care-Arbeit. Die Geschehnisse in Amt und Büro unterliegen schließlich der Verschwiegenheitspflicht. Welche Strategien haben Sekretärinnen dennoch entwickelt, um die Care-Seite des Schreibens sichtbar zu machen?

Reinschrift per procura

Der römische Rhetor Marcus Fabius Quintilianus erteilt eine Reihe diätetischer Ratschläge für das Schreiben. Vor allem »gute Gesundheit und ein schlicht gedeckter Tisch« sowie die »Abgeschlossenheit« des Ortes und Ausgeruht-Sein bilden die Voraussetzungen für diese »Zeiten härtester Arbeit« mit dem Griffel (Quintilianus 1988, 507). Wem dieser Tisch zu decken aufgetragen war, wer also für die Care-Seite der Literatur Sorge

zu tragen hatte, musste Quintilian als römischer Bürger, der seinen Alltag durch Sklaven verrichten ließ, nicht weiter präzisieren. Er sieht in der Gestaltung des Schreibplatzes auch keine Frage der Sorge, sondern der Sorgfalt (*diligentia*) im Verrichten der eigenen Arbeit. Das lateinische Wort *curo*, was man mit ›sorgen‹, ›sich kümmern‹, aber auch mit ›pflegen‹, ›verwalten‹ und ›befehligen‹ übersetzen kann, wird im Römischen Reich außerdem für höhere Staatsbeamte verwendet, den sogenannten Prokuratoren, die zur Verwaltung von römischen Provinzen oder spezieller Arbeitsbereiche mit autonomen Befugnissen entsandt wurden. Beauftragt als Stellvertreter ihres Herrschers, wichtige Verwaltungshandlungen an entferntem Ort durchzuführen, genießen sie Rechtswirksamkeit.

Literatur- und kulturwissenschaftliche Forschungen haben diesen Aspekt der Stellvertretung und Bevollmächtigung bereits mehrfach in die Diskussionen um das Schreiben eingebracht (Siegert und Vogl 2003; Stüssel 2004), dabei aber meist das ›Verwalten‹ gegenüber dem ›Pflegen‹ privilegiert. Seit der Frühen Neuzeit sind es Sekretäre, und seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fast ausschließlich Sekretärinnen, die per procura, d.h. stellvertretend für den Verfasser eines Schriftstückes, schreiben, aber sich auch per procura kümmern. Die fehlende Visibilität von Care-Arbeit in anderen Bereichen ist auch hier zu beklagen. Innerhalb von Verwaltungen verschärft sich dieses Problem durch interne Regeln wie das Amtsgeheimnis oder die Verschwiegenheitspflicht, die mit der Procura-Arbeit auch die Care-Arbeit systematisch und von Gesetzes wegen im Verborgenen halten. Zur Funktion des Sekretariats gehört definitionsgemäß, dass es im Geheimen (*secretio*) waltet. Mit den Amtssachen fallen daher auch die Pflegesachen unter die Verschwiegenheit. Dieser Essay verfolgt zwei Strategien, mit denen in der Verwaltung Beschäftigte gegen diese Regeln auftreten, sich ihre Arbeitsmittel im literarischen Feld wieder aneignen und so zur Sichtbarkeit von Care-Tätigkeit in der Verwaltung und im Schreiben beitragen.

Der hier untersuchte Zeitraum zwischen ca. 1950 und 1980 ist durch eine enorme Steigerung des Frauenanteils im Sekretariatsberuf, durch

eine besonders intensive Koppelung der Verwaltungsarbeit an ›natürliche Eigenschaften von Frauen‹ (Sensibilität, Diplomatie, Loyalität, etc.) und durch deren Sexualisierung markiert (vgl. Schößler 2017, 21 f.). Sprechende ich im Folgenden von ›Sekretärinnen‹ oder auch ›Chef‹, sind nicht die Personen, sondern die diskursive Vergeschlechtlichung ihrer Arbeitseigenschaften gemeint.

Die Sorgearbeit am Text als Praktik des Stellvertretens

Schreiben ist zweifellos Arbeit – mit einer oft verborgenen Care-Seite. Gleich ob bei der Textarbeit zu Hause oder auch im Büro sind hiermit das Schreiben nicht direkt betreffende Handlungen gemeint, die die Herstellung von Text zwar begleiten, sich darin aber nicht vergegenständlichen, beginnend mit der seelischen Fürsorge um das psychische Wohlbefinden der Schriftbeteiligten, über das Besorgen von Materialien wie Schreibutensilien oder Bücher, das Versorgen mit Nahrung, bis hin zum Entsorgen von textlichen Überarbeitungsstufen nach der Herstellung der Reinschrift. Sie zusammen konstituieren einen Text von seinen Rändern her, indem sie abarbeiten, was *nicht* darin Eingang finden soll: das Belastet-Sein von Alltagsproblemen etwa, deren Abwesenheit zu den Grundbedingungen des Schreibens zählt. Sie überführen den Text dadurch aus der Sphäre des Einzelnen, rein Zufälligen und bloß Individuellen hinüber zum Eigentlichen, Allgemeinen, Notwendigen.

Paperwork im Sinne einer Care-Tätigkeit zu betrachten, scheint nur auf den ersten Blick abwegig. So befasste sich die bisherige Diskussion auch vornehmlich mit dem ›kuratorischen‹ Aspekt »sekretäre[n] Schreiben[s]« (Siegert und Vogl 2003, 9), also mit dem Stellvertreten, Verwalten, Pflegen, Vormundschaft Übernehmen, wie es im lateinischen Wort ›curator‹ noch enthalten ist. Aber müsste man Care-Arbeit nicht prinzipiell als stellvertretende Tätigkeit begreifen? Übertragen auf den Herstellungsprozess von Texten bedeutet das Reinschreiben per procura,

dass die Sorgeanteile in der Texterstellung in Stellvertretung jener Personen erfolgen, die im rechtlichen Sinne für den Inhalt verantwortlich zeichnen, für die Autor*innen. Ein Stellvertreter, so Kerstin Stüssel in ihrem Buch zur literarischen und bürokratischen Mitschrift, »agiert und spricht in der abendländischen Rechtskultur in ökonomischen wie in politisch-juristischen Bürokratien und Verhandlungen für einen anderen, ohne zu dessen passivem Werkzeug zu werden.« Da ein Stellvertreter »eigene Willenserklärungen mit Wirkung für andere abgeben kann«, unterscheidet er sich vom Boten, »der seine eigenen Absichten nicht mit Effekt ins Spiel bringen kann« (Stüssel 2004, 31). Das trifft exakt auch auf Sekretärinnen in Diktatsituationen zu, die die Diktierenden am Schreibgerät vertreten. Sie fungieren hierin nicht bloß als passives Medium zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, sondern treffen während des Diktats aktive Entscheidungen mit oft irreversiblen Folgen, insofern die Schreibsituation nicht beliebig wiederholbar ist. Entscheidet sich eine Sekretärin etwa dazu, etwas nicht ins Protokoll aufzunehmen, ist das Gesagte im Nachhinein nur schwer rekonstruierbar. Dass des Öfteren von »große[n] Schwierigkeiten bei der Umstellung« von der Zusammenarbeit mit einer Sekretärin »auf ein (doch so gefügiges) Diktiergerät« (Gross 2015, 31) berichtet wird, steht auch mit dem Fehlen dieser Vertretungsfunktion im Zusammenhang. Aber Sekretärinnen vertreten die Schreibenden nicht nur am Schreibgerät, sondern auch in allen anderen Belangen, für die vorbereitend Sorge getragen werden muss.

Schreiben als Beziehungsarbeit

Häufig sind es die engeren Familienmitglieder, die neben der Hausarbeit auch stellvertretende Schreibarbeiten für die werktätigen Autoren verrichten. So klagte etwa Alice Schmidt, dass sie das »›irrsinnige Arbeits-tempo‹ ihres Mannes« Arno Schmidt habe mitmachen müssen, als dieser ihr seine »Übersetzung von Sloan Wilsons *Der Mann im grauen*

Anzug diktier[te]«, und dass sie für die »Reinschrift der Übersetzung« Sorge zu tragen hatte. Denn ihrem Mann hing es bereits »zum Hals heraus [...], das Ganze nochmal durchzugehen« (Hanuschek 2022, 490). Vehement wie vergebens versuchte sie, normale Bürostunden in ihrem Eheleben zu etablieren (vgl. ebd.). Martha Musil, so berichtet der mit dem Ehepaar befreundete Schriftsteller Oskar Maurus Fontana, »sorgte in rührender Weise nicht nur für [Roberts] Alltag, sondern auch für die Freiheit und Ungehindertheit seines Schaffens« (Fontana 1960, 327; zit. n. Schaunig 2014, 73). Auch Gretl Adorno beteiligte sich erheblich an den Schreibarbeiten ihres Mannes, weshalb Theodor W. Adorno vom Institut für Sozialforschung nicht etwa für sie, sondern für sich eine Lohnerhöhung forderte (vgl. von Boeckmann 2004, 129).

Die genannten Familienmitglieder sind als Sekretärinnen beschäftigt, ohne institutionalisierte Funktion und ohne dass die Sorgeanteile in den Schriften nennenswert reflektiert würden. Ganz anders ist das bei den angestellten Sekretärinnen in den Kanzleien und Konzernen, um die sich im 20. Jahrhundert nicht zuletzt deshalb die Diskurse ranken, da sie durch ihre Vertrauensbeziehung zu leitenden Funktionen der Verwaltung einen privilegierten Zugang zu Informationen genießen, sich selbst jedoch weitgehend in einer untergeordneten Position befinden und über kaum Entscheidungsspielraum verfügen. Produktiv sind diese Diskurse in der betriebswirtschaftlichen Ratgeberliteratur ab den 1950er Jahren, in der die Sekretariats Tätigkeit als wesentlich weibliche Gefühlsarbeit gerahmt wird (vgl. Bammé, Feuerstein und Holling 1983), und in Romanen, Film- und Fernsehproduktionen wie *Mad Men* (2007–2015), wo die Angestelltenkultur des 20. Jahrhunderts mit ihren Liebeskapaden, Rangkämpfen und Intrigen auserzählt wird. Hinsichtlich dieser massenkulturellen Verwertung ist auffällig, dass die dem Sekretariat abverlangte Loyalität permanent auf die Probe gestellt wird, wenn es um die Klassifizierung dessen geht, was als *secretio* bewahrt werden soll oder den Familien, der eigenen oder der des Chefs, preisgegeben werden darf. Zur Loyalitätsprobe gehört dazu, dass eine Sekretärin instinktiv wissen muss, welche Causa zu den

Verschlussakten gehört und welche nicht. Für fiktionale Büronarrative ist daher charakteristisch, dass sich das Private nicht länger durch eine einfache Negation des öffentlichen Arbeitslebens definiert, sondern sich in einer breit gefächerten Topografie von Teilöffentlichkeiten multipliziert, wo das Private sich nun von anderen Privatheiten abgrenzt.

Assistentin des eigenen Verschwindens

Ihre wichtigste Eigenschaft trägt die Sekretärin schon im Namen: Mit uneingeschränkter Loyalität hütet sie das Betriebsgeheimnis vor äußeren Zugriffen. Während sie mit der einen Hand Angriffe von Betriebsspionage abwehrt bzw. das Amtsgeheimnis bewahrt, muss sie mit der anderen die unterschiedlichsten Emotionslagen des Büroinnenlebens regulieren. Nicht alleine als Prokuristin des Gefühls ist die Sekretärin zur Verschwiegenheit verpflichtet und damit Assistentin ihres eigenen Verschwindens, sondern auch im Mikrobereich ihrer Schreibtischtätigkeit: Sie reinigt die entstehenden Schriftstücke sowohl von jenen Indizien, die auf sie selbst verweisen, etwa durch die Transkription ihres handschriftlichen Stenogramms in die entpersonalisierte Maschinschrift, als auch von jenen Merkmalen, die auf andere schließen lassen könnten, etwa durch die Übersetzung des gesprochenen Wortes in Schrift während des Diktates. Einbalsamieren der Rede »wie eine Mumie« nennt Roland Barthes diesen Vorgang, der das lebendige Wort für die Ewigkeit konserviert: »Wir reden, man nimmt uns auf, eifrige Sekretärinnen hören unsere Äußerungen ab, säubern sie, schreiben sie nieder, interpunktieren sie, erstellen daraus ein erstes Skript, das uns vorgelegt wird, damit wir es aufs neue reinigen, bevor es der Veröffentlichung, dem Buch, der Ewigkeit überantwortet wird« (Barthes 2002, 9). Dem Buch gemeinsam mit dem Autor*innennamen, mit dem es in enger Verbindung steht, ist diese Ewigkeit zugesichert, nicht jedoch dem Skript und auch nicht den Sekretärinnen, die es, im handwerklichen Sinne, geschrieben haben.

Der das Werk rahmende Paratext als konventionalisierter Ort, an dem die Ausführenden dieses Handwerks etwa in Form von Danksagungen oder Widmungen gelegentlich Erwähnung finden, ist mehr als eine strukturelle Grenze, an der sich eine Etikette mit einer werkkonstitutiven Funktion verbindet. Der Paratext ist vielmehr jener äußerst aufschlussreiche Randbereich, »eine Sphäre der Kontakte und Kontrakte, der Kommunikation oder, wie Genette es nennt, ›*Transaktionen*‹.« Mit seiner »Vielzahl von sozialen, ökonomischen, technischen, ›materialen‹ Referenzen [...], die dem Text nicht fremd, sondern als Verweisungen zugleich seiner inneren Verfassung eingeschrieben sind« (Stanitzek 2004, 10), erweist sich der Paratext als eine vorbereitete Zone des literarischen Diskurses, wo die eigentlich zum Verschwinden bestimmte Care-Seite des Schreibens sich unwillkürlich und dementsprechend äußerst bruchstückhaft in Erinnerung ruft.

Betrachtet man den so alltäglichen Vorgang des Diktates vor dem Hintergrund mehrerer tausend Jahre Wissenschaftsgeschichte, zeigt sich, dass im texthygienischen Akt der Sekretärin zwei zäsurbildende »kulturelle Entscheidung[en]« als Konzentrate enthalten sind, die für den westlichen Textbegriff »von großer Tragweite« waren: die »Erfindung der Schrift und des Druckes.« Laut dem Historiker Carlo Ginzburg »entstand die Textkritik« nämlich

nach Erfindung der Schrift (als man sich entschloß, die Verse Homers zu kopieren) und konsolidierte sich nach der Erfindung des Druckes (als die ersten und oft oberflächlichen Ausgaben der Klassiker durch zuverlässigere ersetzt wurden). Zunächst wurde alles, was an den mündlichen Vortrag oder die Gestik gebunden war, als nicht zum Text gehörend angesehen, und schließlich auch alles andere, was an die Körperlichkeit der Schrift gebunden war. Ergebnis dieser doppelten Operation war die fortschreitende Entmaterialisierung des Textes, der nach und nach von jedem sinnlich wahrnehmbaren Bezug gereinigt wurde: denn obwohl ein stofflicher »Träger« nötig ist, damit ein Text überlebt, wird dieser dennoch nicht mit seinem »Träger« identifiziert. (Ginzburg 1983, 74)

Ginzburgs Überlegungen zur Textkritik zielen auf die Bestimmung der Philologie als Sonderfall zwischen dem Indizienparadigma der Medizin oder auch Geschichtswissenschaften und dem galileischen Paradigma der Naturwissenschaften ab. Denn obwohl der Textbegriff immer schon zwischen dem Werk selbst und seiner materiellen Realisierung in Form seiner Abschriften oszillierte (vgl. Knobloch 2005, 35), gewinnen mündliche und schriftliche Äußerungen durch ihre Indizienbereinigung an Beständigkeit und Zugänglichkeit, was sie wiederum dem naturwissenschaftlichen Ideal der Wiederholbarkeit von Beobachtungen näher bringt. Der wissenschaftsgeschichtliche Blick auf die Herstellung der Reinschrift durch die Sekretärin lässt ihre Verwandtschaft zur Philologie erkennen, da die Reinschrift im Wesentlichen dem fachspezifischen Textbegriff entspricht.

Was die Verfahrensweisen der Philologien der 1960er, von denen Carlo Ginzburg in seinem wegweisenden Aufsatz über das Indizienparadigma noch ausgegangen war, von den heutigen trennt, ist die Hinwendung der Geisteswissenschaften zum Archiv und den im Zusammenhang damit entstandenen Arbeitsansätzen und Theorien. Waren laut Ginzburg die Philologien trotz der Indexikalität ihres Gegenstandes in ihrem Bestreben nach Wiederholbarkeit den Weg der galileischen Wissenschaften gegangen, wenden sie sich spätestens seit den 1990er Jahren mit der steigenden Bedeutung von Archivalien für die Beantwortung ihrer Fragestellungen wieder vermehrt dem Indizienparadigma zu. Der archivari-sche Blick bringt ein frisches Interesse an jenen Spuren mit sich, die in der Herstellung der Reinschrift unter den Tisch gefallen waren und die etwa für die Erstellung von kritisch genetischen Editionen im Nachhinein wieder aufgesammelt werden. Mit diesem Interesse geht ein weiteres einher, nämlich jenes an all den Schreiber*innen der Textzeugen, wie z. B. Sekretärinnen. Ihre Tätigkeit als stellvertretende Care-Arbeit zu begreifen, trägt zwar wenig dazu bei, methodische Schwierigkeiten der Editionsphilologie aus dem Weg zu räumen. Eine Aufmerksamkeit, insbesondere für ihren stellvertretenden Charakter und ihre Definitionsmacht,

was etwa ins Protokoll kommt und was nicht, mag im Einzelfall aber dennoch in Erwägung gezogen werden.

Ausbrüche aus der »teuflischen Unterwerfung« – Wiederaneignung

Was Texte mit Autorschaft betrifft, verschwindet in der Reinschrift neben der Sekretärin auch der Körper jener Person, die zugunsten der Figur des Autors (oft) gleichen Namens ihren Platz räumt. Sie ist die mit dem Text verbundene Rechtsperson, die vor Gericht für das Produkt belangbar ist und der seine Verwertungsrechte zustehen. Die reinschreibende und zur Verschwiegenheit verpflichtete Sekretärin ist zur Erlangung von Sichtbarkeit im literarischen Feld auf den Paratext – Widmungen, Vorworte, Nachbemerken, Danksagungen – angewiesen, wie gesagt auf den vorbewussten Bereich des Autorschaftsdiskurses, wo sie mit Glück in der kollektiven Erinnerung für einen kurzen Moment aufblitzen kann. Wenn überhaupt, wird sie also nicht mit der im literarischen Feld gebräuchlichen Währung des symbolischen Kapitals bezahlt, sondern mitbarer Münze, mit der man ihre handwerklichen sowie kreativen Anteile am Text vergütet – man könnte auch von vertraglich besiegelter Enteignung sprechen, die das Ausdruckssubjekt von seinem Produktionsmittel Sprache trennt und Autor*innenschaft als Anlagevermögen gar nicht erst entstehen lässt (siehe hierzu auch Martus und Spoerhase 2022, 115). Mit dem in der Bundesrepublik Deutschland geltenden »ästhetischen Verbot [...], sich staatlich oder privatwirtschaftlich engagieren zu lassen« (Stüssel 2004, 303), ist auch eine literarisch interessierte Sekretärin konfrontiert, was sie demnach aus dem Feld der Literatur *per pecuniam* ausschließt. Welche Strategien hat sie aber zur Hand, wenn sie sich die kreativen Anteile ihrer Arbeit durch schriftstellerische Produktion wiederaneignen will?

Für diesen Fall hält die Geschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einige Beispiele bereit, zu denen etwa Annemarie Lennartz, neben

ihrem Büroberuf selbst Verfasserin des auflagenstarken Ratgebers *Sekretärin mit Erfolg* (Lennartz 1973) und Autorin des Abenteuerromans *Senhora darf nicht mit an Bord* (Lennartz 1957), zählt. Sie brachte 1971 das Büchlein *Der perfekte Chef. Freundliche Ratschläge einer Sekretärin* (Lennartz 1971) heraus, das als parodistisches Gegenstück des ebenfalls sehr erfolgreichen Ratgebers *Die perfekte Sekretärin* (Gerlach 1954) gelten darf. Niemand weiß besser, wie »der perfekte Chef sein sollte,« als die »Vorzimmerdame, die ihn nicht hat« (Lennartz 1971, 5). Konsequenterweise karikiert der Ratgeber daher den perfekten Chef in einer paradoxen Intervention durch eine Lobpreisung seiner offensichtlichen Fehler, von denen »wir« (ebd.) – die Sekretärinnen als Kollektivsubjekt, an das sich das Büchlein richtet – ein Lied singen können. Besonders liebenswürdig an einem Chef sei etwa, wenn er die Sekretärin »erfrischend launisch [...] unter seiner Magenerkrankung leiden« lässt (Lennartz 1971, 21). Das Buch enthält in humorvoller Anlehnung an gängige Rubriken in Frauenzeitschriften einen Selbsttest und ein Horoskop für den Chef, um »zu einem klaren Spiegelbild seiner selbst zu verhelfen« (Lennartz 1971, 101). Außerdem zeigt der Ratgeber von Lennartz selbst mit Schreibmaschine gezeichnete Illustrationen. Insbesondere die Zeichnungen machen deutlich, dass sich Annemarie Lennartz Arbeitsmittel einer Sekretärin, ihre Fertigkeiten an der Maschine, zu kreativen Zwecken wiederaneignet, sie gegen das Umfeld der ursprünglichen Enteignung einsetzt und dabei auch verdeckte Elemente von Care-Arbeit zur Sprache kommen.

Ein weiteres Beispiel ist der Erzählband *Der Leiterwagen* (Georg 1985), mit dem Hertha Georg – eine der Sekretärinnen Adornos am Frankfurter Institut für Sozialforschung – als Autorin eines literarischen Werkes in Erscheinung tritt. In den beiden Prosastücken des Bandes bewältigen die Protagonistinnen ihre Trauer um eine geliebte Person, mit der eine Beziehung nie zustande kommen konnte. Im Fall von *Der Leiterwagen* ist der Tod eines jungen Schriftstellers zu beklagen, der »auf eine Mine trat«, ehe er der Geliebte der »sechzehnjährige[n] Buchhändlerin« (Georg 1985, 11) Marlies Grimme werden konnte. Als sie sich vor dem

alten Haus des Verstorbenen im Frankfurter Westend mit ihrer eigenen Vergangenheit konfrontiert, berichtet sie in einer längeren Rückblende über ihre Wunsch gebliebene Liebe. Denn Marlies machte sich damals, 1941, der Mittäterschaft schuldig, indem sie einem ebenfalls in der Buchhandlung angestellten Botenjungen in SA-Uniform Folge leistete und mit dem Leiterwagen in der Hand die Bibliothek des gerade erst verstorbenen Geliebten plünderte. Zur Aufarbeitung ihrer Vergangenheit bewohnt sie nun das Haus des Schriftstellers, dessen Bibliothek sie restituierte und um »Bücher [ihrer] Zeit« wie »Paul Celan [...], Ingeborg Bachmann, Rose Ausländer, Nelly Sachs und Hilde Domin« sowie »Adolf Muschg [...], Max Frisch und Uwe Johnson« (Georg 1985, 21) erweiterte. Sie besitzt nun selbst, wie auch damals der verstorbene Schriftsteller, einen »schmale[n] Tisch am Fenster«, der sich »mit Blättern« füllt (Georg 1985, 20). An diesem Schreibplatz Briefe ins Jenseits schreibend, heißt sie den Verstorbenen in seinem alten, nun wieder hergestellten Haus willkommen. Auch vor dem Hintergrund des Frankfurter Häuserkampfes (vgl. Führer 2016, 99–161), an dem sich Marlies Grimme durch das beharrliche Weiterbewohnen des alten Hauses indirekt beteiligt, thematisiert Hertha Georgs Erzählung die Enteignung literarischer Produktionsmittel in Form von gestohlenen Büchern sowie Strategien ihrer Wiederaneignung durch literarisches Schreiben.

Von der Suche einer Sekretärin nach einem eigenen Schreibtisch berichtet auch das letzte hier genannte Beispiel: Vilma Links 1979 bei Rowohlt erschienener autobiografischer Roman *Vorzimmer* (1979). Die 1938 in Paderborn geborene Schriftstellerin und Verlegerin machte gemäß den gesellschaftlichen und familiären Erwartungen und gegen ihre eigenen Neigungen eine Sekretärinnenausbildung. Sie arbeitete zunächst in einem Münchner Industriekonzern, danach, rund um das Jahr 1968, am Institut für Politische Wissenschaft der Technischen Universität München, wo sie auch mit der Frauenbewegung in Berührung kam. 1972 beschloss sie, dem Büro den Rücken zu kehren und sich dem Schreiben zu widmen (vgl. o.V. 2022). Bei dem Versuch, ihr Berufsleben für sich noch

einmal zu reflektieren, ist »die Lust entstanden, dem Ganzen eine literarische Gestalt zu geben«, so die Autorin. »Nur dadurch, dass ich jetzt draußen bin, ist mir die Beschreibung des Drinnen möglich geworden, und das Drinnen einer Sekretärin ist: geradezu teuflische Belohnungen für die Unterwerfung« (Link 1979, Klappentext).

Gemeint ist nicht nur der monatliche Gehaltsscheck, von dem ein beträchtlicher Teil für die Erfüllung der im Büro geltenden Kleiderordnung verwendet wird. Das Teuflische daran schildert die namenlose Ich-Erzählerin im Nacherzählen eines Arbeitstages, den sie als Sekretärin eines großen Fertigungsunternehmens in Deutschland im Jahre 1969 verbringt: Das Aufwachen, die Straßenbahnfahrt, das morgendliche Kaffeeritual im Büro, die erwartete Ankunft des Chefs und die davor noch zu erledigenden Aufgaben, das Telefonieren, das Verfertigen von Geschäftsbriefen, die Mittagspause, das Protokollieren einer Geschäftsbesprechung sowie die daran anschließende Affäre mit einem Handelspartner der Firma, vor allem aber die kleinen Anerkennungen, das Gewähren und Aberkennen von Privilegien und Auszeichnungen im Vergleich mit den anderen Mitarbeiter*innen bilden die Routinen des Büros, innerhalb derer die Protagonistin mit ihrer Rolle, ihren Wünschen und Vorstellungen ringt.

Unglücklich mit ihrer entfremdeten Situation als Managerin ohne Aufstiegschancen, beruhigt sie auch diesen Feierabend das »andere Schreibtischgefühl« (Link 1979, 110), das von ihrem Schreibmöbel zu Hause ausgeht. Ihr Freund Jürgen hat es für sie besorgt. Er selbst nutzt die halbe Nacht dazu, »Theorien über politische Ökonomie auf Papier zu bring[en]: Blätter, die ihm gehören« (Link 1979, 13). Solche Besitzansprüche würde die Ich-Erzählerin auch gerne an die »Mappe voller makellos getippter Schriftstücke« stellen, die »vollkommen« waren, »was Schriftbild, Aufbau und Symmetrie von Papier und Text betraf« (Link 1979, 47). Bevor sie nach Hause geht, wirft sie einen resignierten Blick auf den noch mit »etliche[n] Seiten Stenogramm« gefüllten Block: »[A]ber es war mir egal jetzt. Ich ging vom Waschbecken zum Schreib-

tisch, um auch dort die Spuren dieses Tages und meiner Arbeit zu entfernen und ihm ein neutrales Gesicht zu geben« (Link 1979, 118). Das Buch schließt mit dem Kapitel »1979«, in dem die Ich-Erzählerin zehn Jahre nach ihrem Austritt aus dem Bürojob in Form einer literarischen Kostprobe berichtet, wie und was nun an ihrem *eigenen* Schreibtisch geschieht. Im eigenen Namen schreiben zu können, wird erst durch das Niederlegen ihres stellvertretenden Schreibens als Sekretärin möglich. Der entpersonalisierte Schreibtisch des Büros wird, in Anspielung auf Virginia Woolf, gegen den eigenen Schreibtisch eingetauscht, kurioserweise um die eigene Personalakte des vergangenen Berufslebens noch einmal durchzuarbeiten und die dort liegengeliebenen Momente von Care-Arbeit noch einmal einzusammeln.

Verweigerungen

Die genannten Wiederaneignungsversuche sind außerhalb von Verwaltungsfachkreisen kaum und im literarischen Diskurs gar nicht wahrgenommen worden. Selbst Vilma Links im literarischen Programm von Rowohlt erschienener Roman mag zwar in der *Sekretärin – Zeitschrift für die Frau im Büro* für eine kleinere Debatte über sachgerechte Darstellung des Berufs gesorgt haben (vgl. Kleine 1981, Replik darauf Spandel 1981) oder auch kritiklos als biografisches Quellenmaterial für eine angestelltensoziologische Betrachtung herangezogen worden sein (vgl. Bammé, Feuerstein und Holling 1983), eine literarische Rezeption blieb trotz der Neuauflage 2017 weitestgehend aus. Auch führten ihre Versuche, der teuflischen Unterwerfung durch Gegenproduktion zu entfliehen, zu keiner länger anhaltenden literarischen Praxis.

Von diesen Austrittsversuchen aus der Verwaltung abgesehen, besteht bereits während des innerbürokratischen Herstellens von Reinschrift eine weitere Gelegenheit, Sichtbarkeit zu erlangen, nämlich in der gezielten Nicht-Aufführung der gegenderten Rolle (vgl. Russell 2021, 15 f.)

einer Sekretärin, die sich nicht zuletzt auch in einer Verletzung der Makellosigkeit ihrer Schriftprodukte äußert. In Mary Gaitskills Kurzgeschichte *Secretary* (1988) erscheint die Ich-Erzählerin Debby ihrem neuen Chef als verschlossen und unzugänglich – »like a wall« (Gaitskill 2014, 301) –, was er mit ihren häufigen Tippfehlern in Verbindung bringt. Der Anwalt lädt sie daher in sein Büro ein, um sie zu züchtigen: Über seinen Tisch gebeugt muss sie laut und wiederholt ihre fehlerhaften Schriftstücke vorlesen, während er so lange auf ihr Hinterteil schlägt, bis die Schrift aufgrund der verflissenen Tränen kaum mehr lesbar ist (vgl. Gaitskill 2014, 313). Beide empfinden das Bestrafungsszenario als außerordentlich Lust erregend, anders als der gleichnamige Film von 2002 lässt Gaitskill die Frage offen, ob Debby die Tippfehler absichtlich initiiert oder nicht. Als der Anwalt sie auffordert, ihren Hintern zu entblößen, und darauf ejakuliert, beschließt sie zu kündigen und das Büro nie wieder zu betreten.

Im Gegensatz zu den makellosen Schriftstücken der Ich-Erzählerin in Wilma Links *Vorzimmer* sind Debbys Abschriften aufgrund ihrer Fehlleistungen an der Maschine und der daraus resultierenden Tränen mit persönlichen Spuren übersät. Für den Schriftverkehr sind diese »Egodokumente« unbrauchbar, triefen sie doch vor unerledigter Sorge, die mit Sorglosigkeit nicht verwechselt werden darf. Und doch offenbaren sie uns die Care-Seite der Literatur, die in der Form des gedruckten Buches nicht ersichtlich ist.

LITERATUR

- Bammé, Arno, Günter Feuerstein und Eggert Holling. 1983. »Empathisch, selbstlos, sensibel – Die Persönlichkeit der Sekretärin als Bestandteil ihres Arbeitsvermögens«. *Die Mitarbeit. Zeitschrift für Gesellschafts- und Kulturpolitik* 32 (4): 331–40.
- Barthes, Roland. 2002. »Von der Rede zum Schreiben«. In *Die Körnung der Stimme. Interviews 1962–1980*, 9–13. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- von Boeckmann, Staci Lynn. 2004. »The Life and Work of Gretel Karplus/Adorno. Her Contributions to Frankfurt School Theory«. Dissertationschrift: University of Oklahoma. <https://shareok.org/bitstream/handle/11244/791/3147180.PDF?sequence=1&isAllowed=y>
- Fontana, Oskar Maurus. 1960. »Erinnerungen an Robert Musil«. In *Robert Musil: Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. von Karl Dinklage, 325–45. Zürich/Wien: Amalthea.
- Führer, Karl Christian. 2016. *Die Stadt, das Geld und der Markt. Immobilien-spekulation in der Bundesrepublik 1960–1985*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Gaitskill, Mary. 2014. »Secretary«. In *Bad Behavior. Stories*, 293–330. New York: Simon & Schuster.
- Georg, Hertha. 1985. *Der Leiterwagen*. Berlin: Bärenpresse.
- Gerlach, Otto Christian. 1954. *Die perfekte Sekretärin. In Zusammenarbeit mit erfahrenen Sekretärinnen aus Wirtschaft, Presse und Rundfunk*. Frankfurt am Main / Wien: Humboldt-Verlag.
- Ginzburg, Carlo. 1983. »Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst«. In *Carlo Ginzburg. Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis*, 61–96. Berlin: Wagenbach.
- Gross, Sabine. 2015. »Fremd Schreiben. Situative und mediale Aspekte des Diktats«. In *Das Diktat: phono-graphische Verfahren der Aufschreibung*, hrsg. von Natalie Binczek und Cornelia Epping-Jäger, 73–93. Paderborn: Wilhelm Fink.

- Hanuschek, Sven. 2022. *Arno Schmidt: Biografie*. München: Hanser.
- Knobloch, Clemens. 2005. »Text/Textualität«. In *Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*. Band 6, hrsg. von Karlheinz Barck u. a., 23–49. Stuttgart u. a.: Metzler.
- Lennartz, Annemarie. 1957. *Señora darf nicht mit an Bord*. Wiesbaden: Brockhaus.
- Lennartz, Annemarie. 1971. *Der perfekte Chef. Freundliche Ratschläge einer Sekretärin*. Gütersloh/Berlin/Wien: Bertelsmann Ratgeberverlag.
- Lennartz, Annemarie. 1973. *Sekretärin – mit Erfolg*. München: Humboldt-Taschenbuchverlag.
- Link, Vilma. 1979. *Vorzimmer*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- o.V. 2022. »Vilma Link-Kämpf«. *Gießener Allgemeine*, 19. Januar 2022: 29.
- Martus, Steffen und Carlos Sporhase. 2022. *Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Quintilianus, Marcus Fabius. 1988. *Ausbildung des Redners = Institutionis oratoriae libri XII: zwölf Bücher. Zweiter Teil. Buch VII–XII*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Russell, Legacy. 2021. *Glitch Feminismus. Ein Manifest*. Leipzig: Merve.
- Schaunig, Regina. 2014. »Das Murmeln der Dichterin: Martha Musil als Co-Autorin«. In *Robert Musil in der Klagenfurter Ausgabe. Bedingungen und Möglichkeiten einer digitalen Edition*, [Musil-Studien Bd. 42], hrsg. von Massimo Salgaro, 69–96. Boston: Brill. https://doi.org/10.30965/9783846756508_005
- Schöblier, Franziska. 2017. *Femina Oeconomica: Arbeit, Konsum und Geschlecht in der Literatur*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Siegert, Bernhard und Joseph Vogl. 2003. *Europa. Kultur der Sekretäre*. Berlin/Zürich: Diaphanes.
- Stanitzek, Georg. 2004. »Texte, Paratexte, in Medien: Einleitung«. In *Paratexte in Literatur, Film, Fernsehen*, hrsg. von Klaus Kreimeier und Georg Stanitzek, 3–20. Berlin/Boston: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783050081335.3>
- Stüssel, Kerstin. 2004. *In Vertretung. Literarische Mitschriften von Bürokratie zwischen früher Neuzeit und Gegenwart*. Tübingen: Niemeyer.

NARRATIVE DER DIGITALEN SORGEARBEITSDEBATTE

Ute Kalender, Aljoscha Weskott

Abstract

In Form eines semifiktionalisierten Spaziergangs durch virulente Orte zur Digitalisierung befragen Kalender und Weskott die Potentiale der feministischen Figur der digitalen Hausfrau sowie ihre Grenzen, kommt doch die Debatte zur digitalen Sorgearbeit nicht ohne die üblichen Seitenhiebe gegen queer-feministische und affekttheoretische Forschungen zum Digitalen aus. Schließlich legt der Beitrag Elemente einer alternativen, feministischen Narration zum Digitalen vor, die das Verbindende und Verlorene statt das Trennende in unterschiedlichen feministischen Zugängen zum Digitalen sichtbar macht.

Das Digitale als Überlebensraum

»Entwicklung, Entleiblichung, Entfremdung? So ein Bullshit!«, entgegnet uns Dan. Wir hatten eine gängige Kritik an der Allgegenwärtigkeit digitaler Medien zusammengefasst. Der Ort: die *Interrupted: Cyfem und Queer*. Ein experimentelles Symposium, jenseits, aber nicht gegen ewig bemühte cyberfeministische Großdenker_innen wie Donna Haraway.